Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 5 (1911)

Heft: 7

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sprengen, welche das deutsche Christentum so schwer belastet. Beide Gegner werden einen neuen, tieferen Ansatz suchen müssen. Dabei werden sich die Frömmsten und Freiesten unter ihnen finden. Brauche ich zu sagen, wo ich diesen Ansatz sehe, welches die neue Gestalt des deutschen Christentums ist, die ich ersehne und erwarte? Es ist der Durchbruch einer über Orthodoxie und Liberalismus, Kirchentum und Theologie hinausgehenden Gottesreichsbewegung. Mir scheint, daß das kommen müsse, daß dies der Weg Gottes durch die wilden Wasser sei.

Damit ist auch gesagt, was dieses Ereignis für uns bedeutet, für uns Schweizer im Allgemeinen und für uns „Freunde der neuen Wege" im Besonderen. Wir müssen befürchten, daß daraus ganz falsche Schlüsse gezogen werden. Es wird nicht an Versuchen fehlen, daraus für das alte Parteiwesen Kapital zu schlagen. „Sehet", wird da und dort Einer sagen, „wie groß die Macht der Schwarzen ist! Auch uns droht die Reaktion, daher ist ein organisierter Zusammenschluß aller Freien und Frommen nötig!" Das ist ja das Betrübende an diesen deutschen Vorgängen, daß sie auch bei uns überlebten Gedanken einen Schein des Rechtes verleihen. Aber es wird sich dadurch doch niemand beirren lassen, der nur ein bischen Augen hat, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und nicht an Gespenster glaubt. Es ist ganz ausgeschlossen, daß unsere „Positiven" Spruchkollegiumsgelüste bekommen. Wir haben dieses Stadium religiös überwunden, auch unsere Positiven. Auch sie wissen in ihrer großen Mehrheit, besonders in ihren Führern, daß die religiöse Wahrheit sich in der Freiheit behaupten muß und daß das beste Bekenntnis das der Tat ist. Wir sind über den Kampf von Orthodoxie und Liberalismus hinaus. Dafür danken wir Gott. Aber wir pochen nicht darauf. Es ist zum kleinsten Teil das Verdienst der gegenwärtigen oder der letzten Generation, sondern vielmehr eine Folge der besonderen politischen Verhältnisse der Schweiz. Uns winken neue Aufgaben, neue Ziele; wir fühlen vor allem, wie sehr wir Vertiefung nötig haben. Daß wir erst recht ein Neues pflügen sollen, das ist's, was uns der Fall Jatho lehren kann.

Es ist Kampf und Leid über die deutsche Kirche gekommen. Aber sie werden sich zu Segen und Hilfe wandeln, wenn nicht durch die Weisheit der Menschen, so doch durch Gottes Rat. Und auch auf uns Schweizer wird davon Segen zurückströmen. Gott ist am Werke. Es geht vorwärts und aufwärts.

L. Ragaz.

Rundschau.

Zur Erneuerung der Kirchen. Wir haben früher einmal kurz von einem Versuche berichtet, der im Kanton St. Gallen unternommen werde, unsere Kirche zu neuem Leben zu erwecken. Er ist ursprünglich von unserem Freunde Pfarrer Bader ausgegangen.

Die von ihm ausgegangene Anregung veranlaßte die St. Galler Synode, eine Kommission einzusetzen, die mit der Aufgabe betraut wurde, in Form eines Memorials zu dem Generalbericht des evangelischen Kirchenrates von St. Gallen über die allgemeine Kirchenvisitation im Jahre 1909 der Synode Reformvorschläge zu machen. Die Kommission bestand aus den beiden „Laien", Herrn Beusch, Lehrer, und Herrn Dietrich, Kaufmann, und den drei Pfarrern Bader, Hauri und Keller (Flawil). Ihr „Memorial" ist nun erschienen und von der Synode behandelt worden. Es ist ein bedeutsames Dokument unserer religiösen und kirchlichen Situation. Ich hoffe, daß es im Buchhandel erscheinen und dadurch jedermann zugänglich gemacht werde. Besonders Pfarrer, Kirchenpfleger und Kirchenräte sollten es nicht ungelesen lassen. Mir ist es eine Bußpredigt und eine Herzstärkung zugleich gewesen. Es enthüllt die ganze Schwierigkeit unserer Lage, unsere ganze geistige Not, auch unsere Versäumnisse (dieses ohne jegliches Poltern und Richten), aber es entläßt uns doch nicht niedergedrückt, sondern voll guter Zuversicht auf Gottes Walten auch in der Krise unserer Zeit und gerade in ihr, und auf die Möglichkeit, im Bund mit ihm neue Wege zu ihrer Ueberwindung zu finden. Man kann an diesem „Memorial" wieder an die Mission unserer Kirchen glauben lernen.

Ganz besonders gefreut hat es mich, daß hier einmal das Schwere und Gefahrvolle unserer Lage ehrlich aufgezeigt wird. Daran fehlt es immer noch zu sehr. Wir hören wohl oft genug bewegliche Klagen über zunehmende Unsittlichkeit und Unkirchlichkeit, ja Gottlosigkeit, aber man hat dennoch das Gefühl, daß viele Pfarrer (und Theologieprofessoren!) nur so fortwirtschaften, als ob nicht die Schicht Boden, auf der wir stehen, immer dünner und die Krisis immer schwerer würde. Man möchte fast meinen, da und dort sei man ein wenig von der Stimmung des „Après nous le déluge" berührt. Da wirkt es denn befreiend, wenn das Memorial sagt:

Der aufmerksame Beobachter muß erkennen, daß der Besitz an religiöser Kraft in unserem Volke zum großen Teil mehr ein Erbstück der vorangegangenen Geschlechter als selbsterworbener Besitz ist. Denn auch die Ehrfurcht vor Gott und das Bewußtsein, zu ihm zu gehören, pflanzt sich fort, genau wie die sittlichen Kräfte, welche durch die Hingabe an Gott errungen worden sind. Aber diese sittlichen Kräfte bedürfen der beständigen Erneuerung, damit sie nicht abgeschliffen und aufgebraucht werden, und ebenso muß der Blick für die Wirklichkeit und Tatsächlichkeit Gottes immer wieder geschärft werden, da ja die Erkenntnis Gottes die Bedingung der sittlichen Erneuerung bedeutet.

Viele Anzeichen sprechen nun aber dafür, daß große Volkskreise mit den guten Kräften ihres Herzens fast oder ganz zu Ende sind. Denn manche Erscheinung von Zügellosigkeit und Barbarei, die sich hier oder dort zeigt, weist darauf hin, daß Menschen ganz aus ihrem Zusammenhang mit Gott herausgefallen sind. Und zwar zeigen sich diese Anzeichen zumeist in unseren Industriezentren, deren bunt zusammengewürfelte Bevölkerung mehr oder weniger den Zusammenhang mit den alten Verhältnissen verloren hat. Mit der religiösen Tradition hat sich in diesen Kreisen auch das religiöse Bedürfnis verloren, was darauf hinzuweisen scheint, daß für die Menschen unserer Zeit sehr starke Hindernisse existieren müssen für die Auf-

rechterhaltung des Zusammenhanges mit Gott, Hindernisse, welche den Blick für Gott, ja für das Verständnis des Lebens überhaupt hemmen.

Mit großer Unerschrockenheit gehen die Verfasser daran, diese Hindernisse aufzuzeigen. Ein solches ist nach ihrer Ansicht (wie auch der unsrigen) das heutige Erwerbsleben, das die Menschen überstark in Anspruch nimmt und sie in leibliche und seelische Unrast stürzt. Sie machen darüber u. a. folgende treffende Bemerkung:

Der größere Teil der arbeitenden Bevölkerung hat wohl seine Hand, nicht aber seinen Kopf herzuleihen für die zu leistende Arbeit. Meistens wird vielmehr jede persönliche Initiative, jede gedankliche Weiterentwicklung der Arbeit verunmöglicht. So erdrückt das Erwerbsleben eine der herrlichsten Gottesgaben oder läßt sie wenigstens nicht zur Entwicklung kommen: das selbständige Denken. Die Folge davon ist eine weitverbreitete Denkträgheit, auch eine Trägheit im Nachdenken über sich selbst, aus der sich eine verhängnisvolle Gewissensfaulheit entwickelt. Der Mensch, welcher seine Arbeit ohne besondere Aufmerksamkeit verrichten kann, verliert die Fähigkeit des Aufmerkens; die Erscheinungen des Lebens ziehen an ihm vorbei, ohne daß sie ihm besonderen Eindruck machen und ohne daß sie ihn zum Nachdenken anregen. Mit einer manchmal fast an Stumpfsinn grenzenden Gleichgültigkeit ertragen solche Leute die schwersten Erfahrungen. Für wieviele hat der Tod seine eindrucksvolle Bedeutung verloren! Gleichgültig sehen sie die Menschen um sich sterben, oder sich mutwillig selbst zugrunde richten.

Diese verderbliche Art des Erwerbslebens steht aber im Zusammenhang mit einer Gesellschaftsordnung, die materialistisch und egoistisch orientiert ist und entsprechende Früchte zeitigt: einen Hang zum Wohlleben und Vergnügen, Alkoholismus, und jede Art von praktischem Materialismus. Der Alkoholismus und die damit zusammenhängende Vereinsmeierei und Festseuche haben teilweise zur Ursache die Wohnungsnot, die ihrerseits ein typisches Symptom unserer Gesellschaftsordnung ist. Dazu gesellt sich dann als Rechtfertigung des praktischen der theoretische Materialismus. Dieser hinwieder wird begünstigt durch den Intellektualismus, von dem folgende Stelle redet:

Der wissenschaftliche Materialismus, der, wie wir sehen mußten, dem Genußleben als theoretische Stütze dient, wird begünstigt durch den sogenannten Intellektualismus. Das ganze Unterrichtswesen unseres Volkes (wie übrigens aller abendländischen Kulturvölker) von der Volksschule bis zur Universität, ist zu stark auf die einseitige Ausbildung der Verstandeskräfte gerichtet. Diese Art, das ganze Leben nur mit dem Verstande messen und fassen zu wollen, zieht unheilvolle Irrtümer nach sich. Alles das, was durch den Verstand nicht zu fassen ist, wird dadurch für die Menschen unfaßbar und unvernünftig und scheidet aus ihrer Lebensbetrachtung aus, in erster Linie das Sehnen und Suchen der menschlichen Seele nach Gott, ja schließlich Gott selbst. Anderseits verlockt der Glaube, daß alles mit dem Verstande zu erledigen sei, zu der Meinung, eine Sache sei getan, wenn sie gedacht sei. So begnügen sich heute viele damit, ihr Gemüt zu speisen mit erhabenen Gedanken, während ihr wirkliches Leben durchaus keines sittlichen Aufschwungs fähig ist. Alles, auch die gute Tat, erschöpft sich für sie in Gedanken.

Auch die Schule hat einen Teil der Schuld an diesen Zuständen auf sich zu nehmen, es ist aber zu hoffen, daß sich in ihr Kräfte der Regeneration regen werden. Ganz besonders groß ist die Schuld der Presse.

Weitaus verhängnisvoller für das religiöse Leben als die in der Hauptsache Verstandesbildung treibende Schule wirkt ein Teil unserer Presse, welche vielfach auf einen sehr seichten, aufklärerischen Ton gestimmt ist und welche zum großen Teil der bloßen Sensation dient.

Sie ist eben als Sprachrohr der Masse die Trägerin und Verbreiterin des Massenurteils geworden, welches immer mehr oder weniger im Gegensatz steht zum Einzelurteil und dasselbe brutalisiert oder ins Unrecht setzt. Für die erzieherischen Aufgaben der Kirche hat sie wenig Verständnis. Mit einer fast komischen Aengstlichkeit scheut sie sich, deren Bestrebungen anzuerkennen und zu unterstützen. Den Mut der Ueberzeugung besitzt sie in allem, was den Beifall der Indifferenten findet, selten genug dagegen, wenn es gilt, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten. Die Reform der Presse muß ein Hauptpostulat unserer Zeit, vor allem der ernsthaften, religiös orientierten Kreise werden.

Wir sind den Verfassern besonders dankbar, daß sie den Mut gehabt haben, sogar dieses hundertköpfige Ungeheuer anzurühren, das schlechte Presse heißt, und das sich an denen, die ihm zu nahe treten, nachdrücklich zu rächen weiß.

Es entsteht nun die Frage, was die Kirche zur Ueberwindung all dieser Not tun kann. Jedenfalls muß sie zuerst Selbstkritik üben. Sie muß weitherziger werden, „nicht nur nach links, sondern auch nach rechts. Sie wittert allzu schnell hinter den ernsten Versuchen positiver Erbauung Reaktion und es fehlt dem geistlichen Stand nicht an pfarrherrlicher Intoleranz". Sie ist zu sehr Predigtkirche (und Pfarrerkirche, muß hinzugefügt werden), sie erschöpft sich zu stark in Parteigezänke und Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

Die Unterordnung unter das gepredigte Wort ist übrigens nicht zum wenigsten beeinträchtigt worden durch die theologischen Streitigkeiten über die Auslegung des Wortes, die im vergangenen Jahrhundert mit unerhörter Heftigkeit geführt wurden und die Kirchen in feindselige Lager zerrissen und leider jetzt noch nachwirken.

Die Nötigung zu der beständigen Defensivstellung der römisch-katholischen Kirche gegenüber schließt die Gefahr in sich, daß die lebendigen Kräfte der Liebe, welche dort trotz allem am Werke sind, übersehen werden und daß die Negation zu stark in den Vordergrund tritt. Anderseits ist die Solidarität unserer Kirche mit der rationalistisch denkenden, aufklärerischen Gesellschaft für sie selber von ebenso großem Nachteil.

Wichtig ist, daß die Kirche den Sonntag wieder zurückerobert und der Festseuche einen Damm setzt. Dabei hat sie die Gefahr im Auge zu behalten, eine bloße Staatskirche zu werden.

Die Kirche hat das schöne Vorrecht, die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens einerseits und die Bedürfnisse der Menschen für Leib und Seele nach oben und nach unten hin zu vertreten ohne Rücksicht auf die Interessen der verschiedenen Stände. Denn gerade der Kirche muß der Respekt vor dem Wert der einzelnen Menschenseele ein größerer sein, als der Respekt vor dem Geld, die Frage nach dem Allgemeinwohl drängender, als die Frage nach dem Kapitalinteresse.

Eine neue Zeit ist für den Pfarrerstand angebrochen. Er muß sich sagen, daß er nicht mehr vom Amt getragen ist, sondern dieses tragen muß durch seinen persönlichen Wert. Es ergeht an ihn die Aufforderung zu intensiverer Arbeit an sich selbst, strengerer Selbstzucht, größerer Einfachheit und namentlich größerer Konzentration auf eine zentrale Aufgabe, die Darbietung des Evange-

liums vom Gottesreiche. Das kann nur dadurch geschehen, daß der Pfarrer sich einen großen Teil der staatlichen Aemter und Vereinsgeschäfte, die ihn jetzt erdrücken, vom Halse hält. Davon erwarten die Verfasser auch ein Aufhören des Parteigezänkes.

Bei größerer Konzentration der Pfarrer auf ihre wichtigste Arbeit würde das Parteigezänk, das unserer Kirche so großen Schaden zugefügt hat, ganz von selbst überwunden werden. Bei tieferer Erfassung der Aufgabe würde jeder Einzelne erkennen, wie unwesentlich die Lehrstreitigkeiten und Parteiinteressen sind, die jetzt oft noch einen so weiten Raum in der Gedankenwelt der Theologen einnehmen. Das Wesentliche des Evangeliums würde jedem klarer vor die Augen treten, und er würde verstehen lernen, daß nur durch den Beweis des Geistes und der Kraft die Gegner überwunden werden können, nicht aber durch Parteigehässigkeit und Kirchenpolitik.

Es ist ganz zweifellos, daß in den Bewegungen unserer Zeit Gott mächtig am Werke ist. Aber in trüber Mischung mengen sich in den gegenwärtigen Zuständen Welt und Gottesreich. Und gar zu schnell ergibt sich die Christenheit in die bestehenden Verhältnisse und sucht sich mit ihnen abzufinden, statt ihren Widerspruch gegen Gottes Wahrheit und Willen scharf zu empfinden und sich der Verpflichtung zur Ueberwindung des Ungöttlichen bewußt zu werden. Wenn dem Pfarrer eine anhaltendere Sammlung und Vertiefung in das Evangelium ermöglicht wird, dann dürfte von selbst die Wortverkündigung wieder eine geistesmächtigere und durchschlagendere werden. Nur so aber werden die unheilvollen Zustände eines unklaren Durcheinanders von göttlichen und natürlichen Mächten, wie es der Gegenwart eigen ist, überwunden werden. Nur so wird sich die Christenheit ihrer Aufgaben in den Kämpfen der Gegenwart bewußt werden und frei von aller Voreingenommenheit rücksichtslos für Gottes Sache eintreten, statt so rasch vor den bestehenden Verhältnissen zu kapitulieren, als wären sie das unabänderliche Ergebnis eines übermächtigen Verhängnisses.

Auch die Kirchenvorsteherschaften möchte das Memorial aktiver machen. Es schlägt zu diesem Zwecke vor, daß die Kirchenvorsteher jedes Kapitels sich alle drei Jahre einmal zu einem Kirchenvorsteherschaftstag vereinigen, und daß abwechselnd in den verschiedenen Kapiteln jährlich ein solcher Tag stattfinde. Es sollen dabei Referate über die Aufgaben der evangelischen Kirche und Kirchgemeinde geboten werden. Abzuschaffen ist das Sportelwesen. Die Kirchengebäude sind viel mehr als bisher für allerlei Veranstaltungen volkserzieherischer oder philanthropischer Art zur Verfügung zu stellen und neue entsprechend zu bauen. Daneben können Gemeindehäuser ein wirksames Mittel im Kampfe gegen allerlei böse Geister werden. Die evangelische Gemeinde muß immer mehr aus einer bloßen Erbauungsgemeinschaft eine Lebensgemeinschaft werden.

Die Synode endlich soll die bloß administrativen Angelegenheiten hinter diese Aufgabe zurückstellen und so Raum schaffen zur Besprechung all der großen Aufgaben, die einer Kirche der Gegenwart obliegen. Durch die Einrichtung von Volksabenden und durch die Verlegung ihrer Tagungen an verschiedene Orte im Land herum soll sie engeren Kontakt mit dem Volke suchen.

Damit sind die wesentlichen Gedanken und Vorschläge des Memorials wiedergegeben. Selbstverständlich ließe sich dazu da und dort ein Fragezeichen setzen. Einiges wünschte man deutlicher gesagt; ein

andermal merkt man, daß der Text ein Kompromiß zwischen etwas verschiedenen Denkweisen darstellt. Er bekommt dadurch etwas Schwankendes. Einem in Textkritik geübten und mit den Personen bekannten Leser mag es Spaß machen, die verschiedenen „Quellen" herauszufinden und rot und blau anzustreichen. Mir stehen die Pfarrer noch etwas zu stark im Mittelpunkt. Auch erwarte ich von der geforderten Konzentration, die ich im Uebrigen auch begrüße, nicht so viel wie die Verfasser und sehe sogar die Gefahr eines feineren Klerikalismus auftauchen. Vor allem aber erhebt sich vor mir das ganze schwere Problem der Kirche. Wird es auf diesem Wege gelöst werden? Müssen nicht noch tiefergreifende Veränderungen kommen und diese im Gefolge großer geistiger Bewegungen und Erweckungen?

Doch sollen diese Zweifel meine Dankbarkeit für das Gebotene nicht abschwächen.

Wie sind nun diese Anregungen und Vorschläge aufgenommen worden? Man kann sich denken, daß gegen solche Versuche zunächst einmal all diejenigen stehen, die es als Vorwurf gegen sich selbst empfinden, wenn Dinge angegriffen werden, die sie bisher für gut und recht gehalten, und andere vorgeschlagen, die ihnen nicht eingefallen waren. Dazu kommt die geringe Begeisterungsfähigkeit, die allen geistlichen oder halbgeistlichen Versammlungen eigen ist. Von dieser Stimmung scheint auch die St. Galler Synode nicht frei gewesen zu sein. Es wurde nur ein kleiner Teil dieser Vorschläge angenommen, immerhin wenigstens die Belebung und Bereicherung der Synode durch Referate und Diskussionen im Sinne des Memorials beschlossen.

Doch kommt es auf diese größeren oder kleineren direkten Erfolge nicht an. Die Hauptsache ist der neue Geist, der aus diesem Dokumente spricht. Er wird sicher zeugend und aufweckend wirken. Wir wünschen es von Herzen. L. Ragaz.

Zur Blumentagsdiskussion. (Erwiderung.) In der letzten Nummer der Neuen Wege (Jahrgang 5, Heft 6) kritisiert Herr Pfarrer Bader den Zürcher Blumentag und die neue Einrichtung im allgemeinen in einer Weise, daß es fast etwas Mut braucht, fortan neue Blumentage veranstalten zu helfen. Wenn wir es nun dennoch tun und mit gutem Gewissen tun, so müssen die Eindrücke, die der Basler Blumentag in uns hinterlassen hat, ganz anderer Art sein. Die Zürcher Veranstaltung kennen wir nicht genügend, sind aber vollständig überzeugt, daß der Mitarbeiter der Neuen Wege auch ihr nicht ganz gerecht wird. Einverstanden sind wir dagegen durchaus mit der Grundlage, auf die Herr B. die Wohltätigkeit gestellt wissen möchte, einverstanden mit seiner Ansicht über die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit der sogenannten Fürsorgearbeit überhaupt.

„Wenn du gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut". Wer will da markten? „Das Wohltun sei kein Vergnügen, das die Nerven kitzelt und dem Sensationsbedürfnis genügt, es sei

vielmehr ein Vergnügen im edlen Sinne einer sonnigen Innerlichkeit." „Man appelliere nicht an die Eitelkeit, die sich selbst im Wohltun noch bespiegelt."

Wir stimmen bei und möchten diese Sätze Richtlinien nennen, die wir nicht verlassen dürfen, wenn unsere Arbeit ernst genommen werden soll. Nun aber der Blumentag und vorab die Veranstaltung in Zürich:

Etwas Großes und Herrliches ist den Zürchern trotz alledem gelungen. Es ist ihnen gelungen, die ganze Stadt für ein paar Stunden auf einen Ton zu stimmen, nicht auf einen glockenreinen, aber immerhin auf einen anständigen Ton. Alles, reich und arm, alt und jung, Sozialisten und Bürgerliche, alles trug Blumen. Und zu welchem Zwecke? Armen Kindern zu helfen. Die Zürcher haben gezeigt, was ein Volk vermöchte, wenn es hie und da einmal, und wäre es auch nur für ein paar Stündchen, offen und aufrichtig zusammenhalten wollte. Eintracht macht doch stark!

„Immer strebe zum Ganzen; und kannst du selber kein Ganzes werden: als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an." Aber der Blumenverkauf, dieser Appell an die Eitelkeit! Wo bleibt da noch Raum für das Höchste und Beste: Laß deine linke Hand 2c. Sehen wir uns die Sachen etwas genauer an. Die Blumen werden von jedermann sichtbar getragen. Von jedermann. Mit dieser Tatsache fällt ein großer Teil der Anschuldigungen des Herrn B. zusammen. Ist noch Grund, eitel zu sein, wenn ich doch nur allen andern gleiche? Die Eitelkeit liebt das Besondere: Fürchterlich hohe Kragen, oder aber Löcher im Mantel. Eitel ist am Blumentage nach meinem Empfinden vielmehr der Sonderling, der Einspänner, der ostentativ ohne Blume einherstolziert. Noch mehr: Ich kenne Persönlichkeiten, die sich mit auffallend vielen Blumen dekorierten. Aus Eitelkeit? Weit entfernt! Liebe Seelen sind es, Menschen, die sich noch recht von Herzen freuen können und gerne anderen eine Freude bereiten, Menschen, denen das Einmaleins nicht aus den Augen herausschaut, die der Geizteufel nicht frißt. Also: die Blumen haben mit der Eitelkeit nichts zu tun; sie sind Zeichen nur, die den Verkäuferinnen sagen, wo sie dreist anpochen dürfen und wo weniger.

So eine Blume kann für 20 Cts. erstanden werden. Man kann aber auch mehr einlegen, und wer da weiß, wie oft Hohe und Niedere von dieser Gelegenheit Gebrauch machen, der wird zugeben, daß der Blumentag dem stillen, unbemerkten Geben kein Hindernis in den Weg legt.

Seit Wohlfahrtsinstitute bestehen, haben Töchter hiefür Gelder eingezogen; allerdings nur einzelne wenige, bevorzugte, besonders reiche oder brave, für die dann dieser Extraleistung wegen das Lob abfallen mochte, von dem Herr B. spricht: „Das ist Aufopferung, das ist Wohltätigkeit!" Der Blumentag trägt demokratischeren Charakter, 500 bis 1000 Töchter aller Gesellschaftskreise treten zugleich in Aktion und

zwar nur für einen Tag. Das nötige Korrektiv liegt im Wesen der Einrichtung.

Den Verkäuferinnen wird der Zweck bekannt gegeben, nicht „vorgelogen", sie werden dem wachsamen Auge des Publikums angelegentlichst empfohlen, die Sammlungen dürfen nicht in die Nacht ausgedehnt werden — und nun — wo sind die „bedenklichen Wege"? „Im Loslassen aller möglichen und unmöglichen Veranstaltungen, im Appell an die Vergnügungsinstinkte. Man macht das Wohltun zum Vergnügen, das die Nerven kitzelt und das dem Sensationsbedürfnis genügt."

Da sind wir mit Herrn B. einverstanden, und je länger wir über diese Vorwürfe nachdenken, desto mehr müssen wir ihre volle Berechtigung anerkennen. Wenn Basar und Blumentag sich in dieser Richtung entwickeln, so gelangen sie ganz sicher auf eine schiefe Ebene, die rasch abwärts führt.

Muß nun aber der neue Sammelwagen um jeden Preis in solchen Geleisen fahren? Gewiß nicht. Es gibt noch einen andern Weg, von dem wir in aller Kürze reden möchten; doch nicht, um uns als Musterknaben vorzustellen, sondern nur, man wird uns verstehen, um die neue Einrichtung zu verteidigen.

Ganz anders wird sich der Blumentag ausnehmen, sobald er nicht selbständig auftritt, sobald er sich an bereits bestehende Feiern, etwa an patriotische Gedenktage, anschließt, sobald die Veranstalter nicht gezwungen sind, das volle Vergnügungsregister loszulassen, nur um das liebe Publikum auf die Straße zu locken. So ist z. B. in Basel der Gedanke aufgetaucht, den Blumentag dem St. Jakobsfest anzugliedern.

Wie, sagte man sich, wenn Basel alljährlich zur Erinnerung an das große Opfer an der Birs eine Gabe darbrächte? Wie, wenn die gewohnten Veranstaltungen, Festzug und Festrede, im Rahmen einer Sammlung erschienen? Wenn es gelänge, alljährlich an diesem Tage etwas Positives zu schaffen, müßte so das Fest nicht an innerm Gehalt gewinnen? Auf diesen Gedanken wurde gebaut. Er gab uns Mut und — etwas „sonnige Innerlichkeit". In solchem Sinne können wir mitarbeiten und uns freuen, wenn es gelingt, in der Wüste Mammon da und dort eine neue Oase zu schaffen oder die alten erhalten zu helfen. Allzuviel erwarten wir jedoch von dem ganzen Wohlfahrtsapparat nicht, wir hoffen mit Herrn B. auf etwas Besseres.

„Wir suchen es in unserm Sinn und sehnen uns darnach."

Jb. Müller-Landolf.

* * *

Da Herr Pfarrer Bader, dessen Artikel gegen den Zürcher Blumentag ziemliches Aufsehen erregt hat, auf eine Replik verzichtet, so sei demjenigen der Redaktoren, der diese Veranstaltung aus der Nähe gesehen hat, erlaubt, zu der ganzen Blumentagsdiskussion ebenfalls öffentlich das Wort zu nehmen. Wir haben hier in der Tat einen trefflichen Anlaß zur Vertiefung und Fortbildung sozialen Denkens. Diesen zu be-

nützen, ist denn auch unser Zweck, nicht etwa, den Veranstaltern dieser Tage nachträglich die Freude an ihrem Erfolge zu stören. Es treten sich bei diesem Anlaß zwei verschiedene soziale Denkweisen oder Stimmungen und zwei damit zusammenhängende verschiedene Methoden sozialer Hilfe entgegen.

Ich stehe dabei prinzipiell auf der Seite von Pfarrer B. Freilich hat er bloß den Zürcher Tag vor Augen gehabt. Ihm galt sein Protest. Es ist zuzugestehen, daß der Baslerische ein anderes Gesicht hatte. Der Unterschied ist klar: In Zürich veranstaltet man ein Fest, um die Not zu lindern, in Basel erscheint die Not an einem Feste, das aus anderen Gründen gefeiert wird, um ihren Tribut zu fordern. In Basel sammelt man für ein bestimmtes Werk, das Ferienheim in Prêles, auf dieses freundliche Ziel werden die Augen der Geber gelenkt, in Zürich entrollt man ganz allgemein die Not der Kinderwelt und — feiert ein Fest. An diesem Fest ist es hoch hergegangen, wenn es auch nicht gerade zu allgemeiner Ausgelassenheit gekommen ist. Es war voll von Jux und Jubel. Und damit sind wir zu dem Punkt gelangt, auf den uns alles ankommt: Wir haben auf der einen Seite eine furchtbare Not und auf der anderen Seite, zu ihrer Stillung — ein Fest. Furchtbar ist diese Not der Kinderwelt, vielleicht die furchtbarste, die es heute gibt. Wer davon noch nicht überzeugt ist, der lese z. B. nach, was die bekannte Schwester Arendt in ihren Büchern („Menschen, die den Pfad verloren" und „Erfahrungen einer Polizeiassistentin", dazu in ihrem Vortrag über die „Kindersklaverei") darüber berichtet. Nehmen wir nun dazu, daß diese Not zum großen Teil Folge von Schuld und Sünde ist, Schuld und Sünde der gleichen Gesellschaft, die sich dieses blumige Wohltätigkeitsfest leistet. Warum gibt es so viel rhachitische, blutarme Kinder? Weil die Grund- und Bodenspekulation die Mietpreise so gesteigert hat, daß der größte Teil unserer städtischen Arbeiterbevölkerung ungefähr einen Drittel ihres Einkommens dafür hergeben muß und dann erst noch schlecht wohnt, und weil ihr Arbeitslohn zu klein ist, als daß daneben noch für die Nahrung genug übrig bliebe. Wenn man aber einwenden wollte, daß diese Arbeiterschaft zu viel für Alkohol und anderes Vergnügen ausgebe, so wäre die Frage zu stellen, ob nicht auch hieran unsere „Gesellschaft" den größeren Teil der Schuld trage. Schützt sie nicht eine Wirtschaftsordnung, die notwendig die Krankheit der Genußsucht erzeugen muß, da sie unzähligen Menschen eine der besten Lebensfreuden: das Glück und den Stolz der Arbeit, verunmöglicht? Stammt der Alkoholismus nicht zum Teil aus der Wohnungsmisere? Und gibt nicht die „Gesellschaft" in allen Arten der Genußsucht den Ton an? Denken wir an die ärmsten der Kinder, die unehelichen — liegt hier nicht eine schwere Schuld der „Gesellschaft" vor? Wird die „doppelte Moral" nicht gerade in erster Linie von den „oberen Ständen" praktiziert und verteidigt? Die Kindernot ist eine ungeheuere Anklage gegen unsere Gesellschaft, und vor dieser Anklage feiern wir — ein Fest! Das ist die Tatsache, der unser Protest

gilt. Wir empfinden sie als Frevel. Wir sehen und hören all diese Blumenfreude (die wir an sich den Leuten wohl gönnen mögen) und auf der anderen Seite taucht vor uns die leidende Kinderwelt auf, all die verlassenen, verkrüppelten, verkauften, geschändeten Kinder, diese zum Himmel schreiende Schuld, und es erwacht in uns jener Zorn, dem Pfarrer B. Worte verliehen hat. Es sind scharfe Worte darunter, aber wer scharfe Worte gegen Trug und Heuchelei nicht mehr ertragen kann, der lege auch sein neues Testament für immer auf die Seite.

Trug und Heuchelei! — ist das nicht wieder zu viel, viel zu viel gesagt? Gewiß sind sich die Veranstalter des Zürcher Blumentages dieses Kontrastes, wie wir ihn sehen, so wenig bewußt gewesen als die Masse der Teilnehmer. Sie wollten helfen, Freude machen, haben schwere Arbeit aufgewendet. Aber ob nicht Trug und Heuchelei (unbewußte Heuchelei) doch mit herein geflossen ist? Man bedenke: ein großer Teil der Leute, die bei diesem Anlaß mit vollen Händen gespendet, wären durchaus nicht zu haben, wenn es sich darum handelte, Gesetze zu schaffen, die der Kinderwelt ungleich mehr Segen brächten, als die 137,000 Franken des Blumentages. Sie wären dagegen, wo es sich darum handelte, durch Verkürzung der Arbeitszeit oder Regelung der Heimarbeit die Mutter den Kindern zurückzugeben (was mehr wert ist, als Geld für Krippen), sie wären dagegen, wo es gälte, Maßnahmen gegen die städtische Bodenspekulation zu treffen und so die Wohnungsnot zu lindern. Sie wären dagegen — nein, sie waren dagegen, sind es und werden es sein, wie wir es reichlich gesehen haben und sehen. Es ist interessant, wie in Zürich unmittelbar nach dem „Kinderhilfstag" eine Initiativbewegung einsetzte, die die amtliche Inventarisation in Todesfällen auch in der bescheidenen Gestalt, die sie in Zürich angenommen hat, wieder aufheben und damit eine gerade für die Kinderwelt so wichtige Maßregel zu nichte machen will. Sicher sind unter den splendiden Gebern dieser Tage Geschäftsleute, die ihre Heimarbeiterinnen schlecht bezahlen, Spekulanten, deren Reichtum zum guten Teil aus Kinderelend stammt. Darum gilt von diesem „Opfer" das Wort: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer". Angesichts dieser Tatsachen wird all die Kinderfreundlichkeit des Blumentages zum Trug. Daran ist nicht zu markten. Sie täuscht über die wirkliche Sachlage hinweg. Sie streut Blumen auf die Not — bezeichnenderweise sind es künstliche Blumen! Und sie verhindert dadurch echte, tiefgreifende Hilfe. Diese aber wollen wir. Wir wollen sie dadurch schaffen, daß wir auf die Not und Schuld, die im Kinderelend zum Ausdruck kommt, eindringlich hinweisen und immer wieder hinweisen, daß wir der Gesellschaft das Gewissen schärfen, statt es in sattes Wohltätigkeitsbewußtsein einzulullen. Auf diesem Wege werden wir zu einer vielleicht langsameren, aber dafür gründlicheren Hilfe gelangen.

Wir sind gegen den Blumentag, weil wir eine noch etwas größere Liebe für die Kinder haben, als die in einem Blumentagstaler sich genügende.

Aber sind wir mit unserem Standpunkte nicht Utopisten? Muß man den Menschen nicht mit allerlei Künsten kommen, um ihnen das Geld aus der Tasche zu locken? Bekommt man es denn auf andere Weise? — Merkwürdig, da sind wir Kritiker wieder die Gläubigen. Wir trauen den Menschen mehr zu, als diese Wohltätigkeitskünstler. Wir glauben, daß man sie zu reichstem Geben und zu großen Taten der Hilfe bewegen kann, wenn man ihnen einfach Not und Schuld zeigt und ihr Gewissen aufweckt. Ich bin überzeugt, daß man auf diesem Wege in Zürich noch mehr bekommen hätte als auf dem andern. Zur Bekräftigung dieser Behauptung führe ich zwei Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung an. Es handelt sich um die Gründung eines alkoholfreien Volkshauses in einer Landesgegend, wo die Abstinenz noch gar nicht so viel Boden gewonnen hatte und wo die Millionäre unvergleichlich weniger zahlreich sind als in Zürich und Basel. Ein Appell wurde durch die Zeitungen an das Publikum erlassen und in etwa drei Wochen waren 160,000 Franken zusammen, in Anteilscheinen à fonds perdu und unkündbar einbezahlt. Das andere Mal galt es eine Anstalt für schwachsinnige Kinder. Wieder wurde einfach das Bedürfnis geschildert und an Herz und Gewissen appelliert und wieder mit überraschend großem Erfolg.

Fazit: Wir sind gegen die Blumentage, weil wir bessere Hilfe wollen und weil wir an das Gute im Menschen glauben, vor allem aber, weil wir es als Trug, Unrecht, ja Sünde empfinden, zur Stillung des Elendes, eines aus Sünde entstandenen Elendes, Feste zu feiern. Darum sind wir auch gegen Vergnügungsbasare und ähnliche Veranstaltungen, wenn sie den gleichen Zweck haben sollen.

Das ist unser grundsätzlicher Standpunkt. Was aber den Basler Blumentag betrifft, so bestätigen wir gerne, daß er uns nicht zu einem Proteste herausgefordert hätte. Es freut uns aber, daß Herr Müller seinerseits die Mangelhaftigkeit dieser Wohltätigkeitsmethode in jeder Gestalt zugibt. Er ist ja mit uns darin einig, daß sie immer ein Surrogat ist für etwas Besseres, daß es nicht in Ordnung ist, wenn in dem millionenreichen Basel das Geld für ein solches Werk, wie er es plant, nicht längst beieinander ist, daß man nicht sollte bitten müssen, wo man eigentlich fordern dürfte; er ist mit uns einig in der Sehnsucht nach besserer Hilfe.

L. Ragaz.

Büchertisch.

Kirchenkunde der reformierten Schweiz. Von C. Stuckert. Toepelmann, Gießen 1910.

Ein Buch über die reformierte Kirche der Schweiz hat unser Mitarbeiter, Herr Pfr. Stuckert in Schaffhausen geschrieben. Wir hätten es unsern Lesern schon lange anzeigen sollen. Den Theologen unter ihnen ist es inzwischen genügend bekannt geworden, aber es gibt sicher auch unter den „Laien" Leute, die sich gerne einmal genauer darüber informieren möchten, was denn